

Der Heide

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauser, Baden.

Erstes Kapitel.

Als Herr Pastor Lenoir, schwarz, mit weit vorstehendem Bauch, das Kind taufte und laut seinen Namen sprach: „Celestine Honorine Benoît“, raschelten seidene Röcke, und weiße Jabots knisterten unter hochroten Gesichtern. „Dem Herrn sei Preis, Lob und Ehre,“ sagte Herr Pastor Lenoir, und fett klangen die Worte aus seinem wulstigen roten Mund. Herr Benoît aber nickte seiner Gattin zu, strich mit langer weißer Hand über graue Haare, räusperte sich und lächelte. Herr Pastor Lenoir bestieg die Kanzel und begann eine kleine Rede. Auch er lächelte, als er ungeschickt seine gepolsterte Hand auf die aufgeschlagene Bibel klatschen ließ; er nickte Herrn Benoît zu, als wolle er sagen: „Nun ja, mein Lieber, das Ganze ist eine Zeremonie, ich weiß es wohl. Das Kind muß einen Namen haben, also tun wir's dem Volk zuliebe.“ Dies Lächeln aber war für die alten Damen, hinten im Kirchenschiff, gleichbedeutend mit Gotteslästerung; besonders Frau Dumontel stach aufgeregt, mit spitzer Nase auf ihre Nachbarin ein und sagte: „Sie werden sehen, was aus dem Kinde noch wird. Nichts Gutes sicherlich. Denken Sie nur, der Pastor, der es tauft, lächelt bei der heiligen Handlung. Ich bitte Sie, lächeln! Ja, die Zeiten Calvins sind vorüber. Er wäre verbrannt worden, direkt verbrannt, glauben Sie mir!“ Und Frau Dumontel sah sich Reißigwellen heranschleppen zur Strafe und ewigen Verdammnis des keßerischen Hirten.

Herr Benoît sah die Reihen entlang und erkannte Gesichter alter Schüler. Alle grüßten mit Ehrfurcht, wenn sein Blick sie streifte. Denn Herr Benoît war Professor am Collège, lehrte lateinische und griechische Sprache und verlangte als Lehrer einer Reihe angesehener Vorgänger von seinen Schülern nur wohlgeformte lateinische Rede zu hören. Sowohl in seinen Unterrichtsstunden als auch in den Pausen beaufsichtigte er seine Schüler, denjenigen scharf bestrafend, der französisch zu sprechen wagte. Gehäht ward

Herr Benoît einzig von den Pastoren der Stadt, die ihm vorwarfen, er verderbe die Jugend, wolle das Heidentum wieder einführen in der gottesfürchtigen Republik und Stadt Genf. Besonders Herr Pastor Ribeaupierre, ein buckliger kleiner Mann, dem zwei graue Locken auf der Stirn flecten, haßte Herrn Benoît. Denn als er einst (der Titel eines Konsistorialrats verlieh ihm Autorität) von der Direktion des Collège die Ausweisung des „Heiden“ verlangte, ließ Herr Benoît ein kleines Epigramm drucken, auf grauem Papier, mit knallroter Schrift, und Sonntags am Eingang der Peterskirche verteilen:

Bekannt ist dieser Theologe
Voll Wissenschaft und auch voll Gabe,
Er meinte einst in einem Metrologe,
Daß er etwas zu sagen habe.

Nun spricht er, glaub' ich, an die zwanzig Jahre;

Doch wissen Sie sein letztes Wort, das wahre?
„Zawohl, ich sprech' es ohne Zagen,
Ich habe noch etwas zu sagen!“

An diesem Tage bekam Herr Ribeaupierre, Konsistorialrat, zum erstenmal in seinem Leben einen roten Kopf. Und dies Geschehnis erfüllte seine Zuhörer mit großem Schrecken. Rauh war seine Stimme, als er den Text las: „... dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er ersäufet würde im Meere, wo es am tiefsten ist.“ Raschelnd und freischend ergoß sich seine heisere Strafpredigt über die Zuhörer. Köpfe duckten sich, und weiße Hauben zitterten. Aber dann ging ein Richern durch die Bänke; denn bei der Orgel, gerade gegenüber der Kanzel, war ein rundes, rotes Gesicht aufgetaucht, zwei graue Augen blinzelten hinter großer Hornbrille, und leise zwar, doch deutlich vernehmbar klang es durch die Kirche: „Bekannt ist dieser Theologe...“ Herr Pastor Ribeaupierre tanzte auf der Kanzel. Er räusperte sich, hustete, um die gottlosen Worte zu überhöhen. Dann, plötzlich fassungslos, stürzte er die Treppe hinunter, und ein Amtsbruder verlas den Segen.

Seit dieser Zeit wurde Herr Benoît geehrt und begrüßt durch ehrfurchtsvolles

Sutziehen von allen jungen Leuten, die gerne Libertins spielten. Und auch heute waren sie erschienen, hofften auf einen Skandal und waren ein wenig enttäuscht. Denn Herr Benoît saß ruhig neben seiner Frau, strich bisweilen gedankenlos über die mausgrauen Hosen, die spannten über seinen Schenkeln, rückte seine Brille zu recht und schien auf die Predigt gar nicht zu hören. Und als die Orgel endlich den Schlußchoral spielte, stand er auf, bot seiner Frau den Arm mit artiger Verbeugung und schritt aufrecht zum Ausgang, auf elfenbeinbegriffen Krückstöck sich stützend. Hinter ihm ging die Amme in schwarzer Savonnertracht und trug das leise wimmernde Kind.

„Die Komödie wäre nun vorüber!“ kaum bewegten sich die Lippen des Herrn Benoît. Zwei Falten gruben sich ein vom Rinn zur Nasenwurzel. „Was man nicht alles mitmachen muß, wenn man Professor ist und das Glück hat, in einer religiösen Stadt zu wohnen!“

„Aber, Jérôme,“ spitz und leise war Frau Benoît's Stimme, „du hast so sonderbare Ansichten. Man muß doch mit den Wölfen heulen.“

„Wenn es nur Wölfe wären; aber mit Gänsen schnattern...“

Frau Benoît war ein wenig verlezt. Sie schwieg, blickte von unten zu ihrem Manne auf. Ihre graubehandschuhte Hand trommelte auf seinem violetten Ärmel. Der weite blaue Seidenrock lispelte auf den Steinfliesen.

„Aha, der Reher geht in die Kirche; so, so; unglaublich. Und die hochverehrte gnädige Frau hat sich erholt von den Anstrengungen?“ Monsieur de Pequigny trippelte heran, zog an seiner langen weißen Nase, hustete und schleuderte mit einem Ruck das linke Bein zurück. Sein grauer Zylinderhut berührte fast den Boden. Dann küßte er Frau Benoît's Hand, und die Runzeln seiner Stirn, die sich fortsetzten bis unter die Perücke, drückten übertriebene Ehrfurcht aus.

„Madame werden erlauben, daß ich mich anschließe und meine Glückwünsche untertänigst vor den kleinen Füßen ausbreite.“

Unwillkürlich suchte man an der weißen Perücke Monsieur de Pequignys

den kurzen Zopf des verflochtenen Jahrhunderts. Er verachtete die langen Hosen, die man in die Klappstiefel pressen muß, und trug nur schwarzseidene Culottes, aus denen die weißbestrumpften Waden sehr mager hervorragten. Lange gelbe Spitzen rieselten aus den purpurnen Ärmeln über die runzligen Hände, auf denen die Adern hervortraten, angeschwollen und blau.

„Nun, mein sehr bewunderter Herr Professor, hat die Religion Ihnen nicht zu starke Kopfschmerzen verursacht?“

„Durchaus nicht, Herr Dichter, durchaus nicht.“

„Die Laune scheint nicht gerade glänzend zu sein,“ bemerkte Monsieur de Pequigny und schnupfte aus einer Emailtabatière, die mit der Nase der Pompadour verziert war.

* * *

Frau Benoît nahm Platz zwischen ihrem Mann und Monsieur de Pequigny. Ihnen gegenüber preßte Pastor Lenoir den dicken Bauch an die Tischkante.

Monsieur de Pequigny erhob sich, den Stuhl als Stütze benützend, tippte mit langem Nagel gegen sein Glas und begann: „Da ich bekannt bin und verschrien als Dichter, verlangt jeder von mir ein Gedicht zur Feier des Tages. Meine Zuhörer werden sich jedoch heute mit Prosa begnügen müssen. Unserem Freunde, Herrn Benoît, ist ein Kind geboren worden; es wurde heute getauft, unnötigerweise vielleicht, jedoch um einem alten Gebrauch Genüge zu tun. Es ist nun Sitte, dem Kinde ein Geschenk in die Wiege zu legen. Falls es ein Knabe wäre, würde ich ihm Mut wünschen, politisches Talent, auf daß er herrsche über diese Stadt, Licht verbreite und den Aberglauben bekämpfe, das Lächeln lehre, die Hölle besiege. Meinem Freunde wurde jedoch ein Mädchen beschert. Unbekannt ist meine Verehrung für Frauen, für geistreiche Frauen insonderheit,“ Monsieur de Pequigny verbeugte sich gegen Frau Benoît, „und lange habe ich geschwankt, welches Taufgeschenk ich dem Kinde geben sollte. Gestern nun fand ich es.“ Monsieur de Pequigny zog ein Buch aus der hintern Tasche seines Rocks, schwenkte es in der Luft und tänzelte zur Wiege. „Mein alter Montaigne, eine Erstausgabe,“ Monsieur

de Pequigny ahmte einen Marktschreier nach, „soll mein Geschenk sein, auf daß du lernest, o Celestine Honorine, die Notwendigkeit der Ruhe, auf daß du den Leidenschaften aus dem Wege gehst und nie etwas glaubest, was dein Verstand nicht fassen kann. Und lächeln sollst du können, wenn andere weinen, und nie an deine eigene Schlechtigkeit glauben. Denn sehr ergötlich ist das Leben, du wirst es bemerken; darum liebe die Ruhe und halte die Menschen dir fern. Glaube nicht an die Ewigkeit, auch wenn du liebst, und lerne den Witz gebrauchen mit sicherem Gefühl. Vielleicht wirst du herrschen dereinst über diese Stadt durch Klugheit und List.“

Und Monsieur de Pequigny legte das alte Buch in die Wiege, sah das Kind lächeln und meinte: „Ich bin ein großer Zauberer; denn seht, mein Geschenk hat schon seine Wirkung getan.“

Groß stand Herr Benoît am Fenster, und zwischen den Hornknöpfen seiner Redingote schimmerte die gelbe Weste ein wenig rötlich, beschienen von untergehender Sonne. Frau Benoît saß auf dem grünen Sofa unter einem alten Pastell, das Herrn von Voltaire darstellte mit edigen Zügen und spitzer, spöttischer Nase. Die kleine dreijährige Celestine spielte auf dem dicken wollenen Teppich.

„Ich wünsche auf keinen Fall, hörst du, auf keinen Fall das Kind so dumm zu erziehen, wie wir erzogen worden sind. Aus der Bibel kann sie nur ganz unnötige Dinge lernen. Jehovah war ein grober, unerzogener Gott, dem das Lachen fremd war. Erzähle ihr von Odysseus, dem Listenspinner, und den alten Göttern, die an Feste gingen, um fröhlich zu sein, und lachten, daß der Himmel bebte. Erzähle ihr die Geschichte des Riesen Pantagruel und seines Dieners Panurgius, wenn sie nicht dumm ist, wird sie dich schon verstehen. Und vielleicht lernt sie alsdann leichter Verachtung zu fühlen für den alten Juden Abraham, der hinging und einen Kaufvertrag abschloß mit seinem Gott und ihn besiegeln wollte mit dem Blute seines Sohnes.“

„Wie du meinst, Jérôme!“ Frau Benoît nickte so stark, daß die weißen Locken tanzten, die ihr auf die Schultern fielen

und ihr blasses Gesicht einrahmten. „Du hast ja recht; aber auch Ruths Geschichte ist rührend, glaubst du nicht?“

„Später, später, wenn du durchaus willst. Nur laß zuerst die Schönheit sie lernen aus der einzigen unbeschnittenen Quelle, damit sie nicht fehlgeht später und Selbstkasteiung als höchstes Ziel erstrebt.“

Und Frau Benoît nahm Celestine Honorine auf den Schoß, sprach zu ihr von Poseidon, der die Bogen des Meeres beherrscht, von Apollo, der in goldnem Wagen am Himmel fährt. So schnell aber drehen sich die Räder des Wagens, daß die Speichen glühen und leuchten und den Menschen Wärme spenden und Licht.

Mit kleinem, sehr ernstem Gesicht hörte Celestine Honorine zu, nickte und sagte: „Das ist schön!“, lächelte bei den Streichen des Panurgius, der die Wache zum Narren hält, und freute sich über den großen Hunger des Riesen Pantagruel, der eine Lämmerherde zum Frühstück verschlingt. Und abends ging sie in das Zimmer ihres Vaters, der mit ihr spielte, gütig und mit leisem Lächeln, ihr die Buchstaben zeigte und sie lesen lehrte. Manchmal kam Monsieur de Pequigny dazu, strich über die Haare der Kleinen und sagte ernst, während sich seine Stirne runzelte: „Du weißt, was du zu tun hast. Du sollst herrschen dereinst über diese Stadt, sie freudig machen und dem Lachen zugänglich. Was lernst du jetzt?“

Die kleine Celestine Honorine nahm ihren weißen Rock in beide Hände, machte eine wohlgelungene Révérence und sagte: „Ich lerne nicht. Ich spiele.“

Monsieur de Pequigny aber lachte, sein Kinn reibend, und war zufrieden mit dieser Antwort.

Der Sohn des Pastors Ribeaupierre saß rothaarig und verweint in Herrn Benoîts Klasse. Bisweilen, wenn Herr Benoît ihn rief, zuckte er zusammen, blickte mit glühenden Augen geradeaus und antwortete nicht. Eines Tages nun, als der kleine Ribeaupierre mit roten zerschlagenen Händen in die Schule kam, ging Herr Benoît auf ihn zu, strich mit weißer Hand über den Kopf des Knaben und sagte: „Vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten.“ Erstaunt betrachtete der kleine

Ribeaupierre seinen Lehrer. In der Pause jedoch nahm Herr Benoît den Schüler bei der Hand, führte ihn abseits unter die hohen Kastanien von St. Antoine und redete zu ihm folgendermaßen, in wohlgelesenen, lateinischen Perioden:

„Du bist von deinem Vater geschlagen worden. Dein Vater wird dir gesagt haben, du seist ein großer Verbrecher, ein Mensch, der nur Schlechtes tue, faul sei und unbrauchbar. Ich kenne dich nicht von dieser Seite, und wenn du auch manchmal nicht genug arbeitest bei mir, so gebe ich nicht dir die Schuld, als vielmehr denen, die dich quälen. Nun begreife ich sehr wohl, daß du Angst vor deinem Vater fühlst, besonders wenn er dir mit dem Stöcke droht oder dich gar schlägt. Doch mußt du denken, dies sei nur äußere Gewalt, die durchaus nicht ernst zu nehmen ist. Es ist genau so, und ich gebrauche ein Beispiel, um klarer zu sein, wie wenn du einen schwächeren Kameraden schlägst. Du bist ein Mensch, dein Vater ist auch ein Mensch, nur ein Mensch, merke dir dies, und deine körperliche Schwäche kannst du gut wettmachen durch seelische Stärke. Blicke deinem Vater fest ins Gesicht, wenn er dich schlägt, prüfe dich selbst, und wenn du merkst, daß du nicht verworfen bist, sondern ein Mensch wie andere, so antworte deinem Vater höflich, aber bestimmt. Vielleicht quält er dich alsdann weniger. Im übrigen sei überzeugt, daß du in mir stets einen guten Freund finden wirst.“

Es war sonderbar, den Wechsel zu beobachten, der im Gesichte des kleinen Ribeaupierre vorging. Erstaunt blickte er auf, gerader und fester wurde sein Gang; dann lief er fort, plötzlich, ohne ein Wort zu sagen.

Als aber bei Tisch der kleine Ribeaupierre seinem Vater widersprach, höflich zwar, doch bestimmt, und sagte, er sei kein Verbrecher, sondern ein Mensch wie andere, wurde der kleine Ribeaupierre geschlagen und eingesperrt. Wutschnaubend aber stürzte sein Vater zu Herrn Benoît.

Der spielte im Arbeitszimmer mit seiner Tochter. Herr Pastor Ribeaupierre drang ins Zimmer, fuchtelnd mit weißen Händen, die hervorstachen aus den schwarzen Ärmeln; außer Atem krächzte er:

„Ein Jugendverderber sind Sie, ein Heide, der da aufwiegelt die Kinder gegen ihren Vater. Doch ausspeien wird Sie Gott aus seinem Munde, wie geschrieben steht...“

„Entschuldigen Sie, Herr Pastor,“ meinte Herr Benoît, „vielleicht überlassen Sie die Sache Gott, ob er mich auszuspeien Zeit genug und Muße besitzt.“

„Lassen Sie die Gotteslästerungen, auf daß nicht komme auf Sie der Feuerregen, der verschüttet hat Sodom und Gomorrha!“ Doch kaum hatte Herr Ribeaupierre, schreiend, daß sich seine Stimme überschlug, den Satz vollendet, als er eine Berührung fühlte an seinem Bein. Und Celestine Honorine, vierjährig kaum, stand vor ihm mit gerunzelter Stirn und spöttischem Lächeln und blickte abweisend auf ihn.

„Wenn man wohlgezogen ist, schreit man nicht in fremden Häusern,“ meinte sie ernst, kehrte ihm den Rücken und tänzelte zur Tür; dann eine einladende Bewegung machend: „Bitte, ich geleite Sie hinaus.“

Herr Ribeaupierre verstand plötzlich, daß leise Stimmen bisweilen die lautesten Verwünschungen übertönen können, kniete zusammen und ging zur Tür. Er schien die Hand heben zu wollen, als er an dem Kinde vorbeischnitt; doch ernst stand dieses an der Tür, verbeugte sich sehr höflich, um ihm den Vortritt zu lassen; da steckte der Pastor die erhobene Hand in die Tasche und verließ schweigend das Haus.

Herr Benoît aber lachte ein leises Lachen, das mühsam die Luft durch die Nase stieß, fast ohne das Gesicht zu verziehen.

„Wie eine Marquise sah sie aus, die gezwungen ist, einen Tölpel mit roter Jakobinermütze hinauszuerwerfen,“ erzählte Herr Benoît dem Dichter Bequigny.

Monsieur de Bequigny schmünzelte, verfaßte eine Ode, die er in seiner Zeitschrift, dem „Caveau“, abdrucken ließ. Das Gedicht war betitelt „Die kleine Marquise“. Dieser Name aber blieb Celestine Honorine ihr Leben lang, und schon in ihrem vierten Jahre war sie eine Berühmtheit. Die jungen Leute, die gern Libertins spielten, grüßten sie, wenn sie an der Hand des Vaters die Straßen durchschritt, überreichten ihr Weidensträuße, sie Madama la Marquise nennend, mit

Verbeugungen und artigen Schmeicheleien. Doch ruhig, ohne zu erröten und falsch bescheiden auf die Seite zu blicken, nahm die kleine Marquise die Huldigungen entgegen und ging durch die Menge, nicht zu schnell und nicht zu langsam. Merkwürdig war nur, daß viele Menschen den Blick senkten, wenn die kleine Marquise sie fest ansah. „So frech blickt dieses Wesen,“ meinte Frau Dumontel, Präsidentin der Missionsgesellschaft; „ich schäme mich geradezu, ihm in die Augen zu sehen.“

Es ist sonderbar zu bemerken, unwahrscheinlich sogar, aber doch eine Tatsache, daß Celestine Honorine mit fünf Jahren zu dichten begann. Bescheiden sicherlich, aber sie improvisierte Verse vor kleinem Puppentheater, ließ Helden in langanschwellenden Perioden von großen Taten schwärmen. Es ist selbstverständlich, daß die Verse weder klassisch korrekt, noch geschmacklich einwandfrei waren, die weißgerüsteten Helden sprachen bisweilen kindliche Worte zum großen Ergötzen des Herrn Benoît, der hinter seiner Tochter im bequemen Lehnstuhl saß und andächtig zuhörte. Zuweilen spielte er die Rolle eines Souffleurs, beendete den angefangenen Satz, verbesserte den hinkenden Reim; ihm wurde Dank genug zuteil aus den blauen Augen des Kindes.

Mit sieben Jahren wurde die kleine Marquise in die Schule geschickt. „Denn,“ sagte Herr Benoît, „es ist gut, schon als Kind die Dummheit der umgebenden Menschheit zu erkennen. Uebrigens sind schlechte Einflüsse die besten; denn sie fordern Widerspruch heraus und stärken den Geist.“

Die kleine Marquise übersprang zwei Klassen und mußte, um unter die Großen aufgenommen zu werden, ein Examen bestehen, das ihr lächerlich schien. Da sie über das Thema „Der Frühling“ einen Aufsatz schreiben sollte, weigerte sie sich und sagte: „Ich schreibe nur über einen Stoff, der mir gefällt.“

Der Lehrer, sein weißer Bart wurde vom grauen Marmorkinn in zwei regelmäßige Kastaden geteilt, war einverstanden. „Wie die Marquise befehlen.“

Deshalb schrieb sie ein Loblied auf die Helden von Thermopylä, ungeschickt vielleicht und zu sehr mit Metaphern durch-

tränkt, doch hin und wieder wagte sie, zaghaft und unbewußt, den Versuch eines volltönenden Verses, wie sie ihn gelesen hatte in einer Tragödie des göttlichen Racine. Und als sie aufgenommen wurde in die Schar der Lernbegierigen Mädchen, hielt sie sich abseits von lärmender Menge, still vor sich hinträumend, und murmelte bisweilen einen halbvergessenen Vers.

„Die Mädchen sind uninteressant,“ sagte sie zu ihrem Vater, „sie sprechen von Puppen, Tand und Puß und beten vor dem Einschlafen. Warum betet man, Vater?“

„Die Antwort auf deine Frage ist schwieriger als du denkst, kleine Marquise. Wir haben eine schwere Erbschaft übernommen, die eingepflanzt wurde in die Menschen durch jahrtausendlange Gewohnheit. Man hat uns erzählt, wir seien schlecht und verworfen und mühten uns an Gott wenden, um unsere Sünden verziehen zu wissen. Darum kleiden sich die Pastoren schwarz, auch weil sie traurig sind über die Schlechtigkeit der Menschen, weil sie die Sündenböcke sind einer verschollenen Zeit und einen Gott, an den sie glauben, milde stimmen wollen. Ihr Anzug bedeutet Trauer, und sie wollen uns überzeugen, daß Trauer allein ihrem Gott wohlgefällig sei. Sie beten und wollen auch, daß die andern beten, um die Fröhlichkeit zu bannen und die Sicherheit, die jeder Mensch in sich trägt. Kinder sollen wir stets bleiben unter dem geschwungenen Stab göttlicher Allmacht, an den Tod denken, stets, um die Sicherheit eines nachfolgenden Lebens unser eigen zu nennen. Darum betet man, kleine Marquise, um Kind zu bleiben des alleinigen, unbestehenden Gottes.“

Die Mädchen mieden die kleine Marquise; denn sie schien nicht in ihre Welt zu passen. Gern stand sie allein neben einer nackten Frau, die marmorkalt auf einem Brunnen des Schulhofes stand. Mit kleiner Hand strich sie leise über runde Formen, fühlte voll Glück die Kälte des Steins und freute sich am mühelosen Gleiten der Finger über die glatte Fläche. Eine Lehrerin beobachtete sie einst, kam herzu und begann laut von früher Verderbtheit der Jugend zu sprechen. Die kleine Marquise versuchte zu lachen, an

einen Scherz glaubend. Als jedoch die Dame, rot und röter werdend, mit dünnen Altjungfernarren in der stillen Luft herumfuchtelte und sagte, man müsse sich schämen, solch gottlose Geschöpfe in einer Musterschule zu dulden, blickte die kleine Marquise erstaunt in ihr faltiges, grelles Gesicht, hob langsam die Augen, bis sie fest und starr in zwei grün schimmernde Flecke blickte. Da verstummte die Lehrerin, kniff plötzlich die Lippen zusammen und entfernte sich. Die kleine Marquise sah sie mit Kolleginnen tuscheln.

„Arme nackte Frau, du stehst ganz allein hier, und niemand schenkt dir einen Blick; ich habe dich trösten wollen in deiner Einsamkeit, weil du schön bist und du dich langweilen mußt unter groben Menschen. Aber sieh, die Menschen verstehen deine sanfte Ruhe nicht und meinen leisen Trost. Arme frierende Frau, ich will dich streicheln; denn ich fühle, daß meine Liebkosungen dich erwärmen und du dich nicht mehr einsam fühlst, weil ich dich kenne.“

Und fast schien es der kleinen Marquise, als verstehe die nackte Frau die gesprochenen Worte, als versuche sie aufzuleben unter der kindlichen Liebkosung und den Kopf zu senken, traurig seufzend über vergangene schöne Zeit. Die nackte Frau aber ward der kleinen Marquise die treueste Freundin; denn sie ließ sich lieben, ohne zu widersprechen oder zuzustimmen; nur des Nachts kam sie bisweilen zu ihrer Trösterin, setzte sich aufs Bett und sang lange, in unbekannter Sprache, traurige Lieder, die das Kind nicht verstand. Aber weinrotes Meer summt in diesen Liedern, und silberweiß schwebte am Himmel mit Röcher und elfenbeingelbem Bogen die Göttin der Nacht. Und morgens schien es der kleinen Marquise, als dufte das Zimmer nach gelben Narzissen und verwelktem rotem Mohn.

Herr Benoît wurde älter; er fand die frühere Kampffreude, die spöttisch die Pastoren geneckt hatte, nicht mehr; langsam schlich er durch die Straßen, sah mit müdem Lächeln balgenden Hunden zu und grüßte bekannte Gesichter nicht mehr mit derselben Höflichkeit wie zuvor. Doch lebte er noch einmal auf, unerwartet für viele. Denn als Frau Benoît eines Abends über große Müdigkeit klagte, sich zu Bett

legte und einschlief, um nicht mehr zu erwachen, weinte Herr Benoît nicht, verschwendete auch nicht unnütze Klagen über das unabänderliche Geschick. Er nahm seine Tochter auf die Kniee, setzte sich ans Bett seiner Gefährtin und schwieg lange. In der einen Hand hielt er die starren Finger der Toten, während die andere langsam über die blonden Haare seines Kindes strichen.

„Deine Mutter ist gestorben, und kein Pastor ist an ihr Bett getreten, um sie an ihre Sünden zu mahnen und sie vorzubereiten auf ein künftiges Leben. Und doch lächelt sie, wie du siehst, mit müdem, zahllosem Mund. Der Tod spendet Ruhe, und wir müssen ihn nie vergessen, solange wir leben. Er gibt uns Sicherheit und ist ein großer Trost. Wie schön ist der Schlaf, der lange, traumlose, der nimmer endet und uns der braunen reichen Erde zurückgibt. Ich hatte ihn eine Zeitlang vergessen, und darum ist er eines Abends gekommen und hat mich erinnert, daß er noch besteht. Ich liebte deine Mutter, und ich bin froh für sie, daß sie Frieden gefunden hat; würde sie sonst lächeln?“

Und ruhig sah Herr Benoît die ganze Nacht am Lager seiner Gattin, die schlafende Tochter auf den Knieen, ohne Müdigkeit zu spüren; er las in seinem alten Montaigne den Abschnitt über die Freundschaft. Denn seine Frau war ihm mehr Freundin als Geliebte gewesen, und er hatte neben ihr gelebt, ruhig und zufrieden, wie neben einem guten Vertrauten. Eine alte Uhr schluckte regelmäßig in einer Ecke des Zimmers, und die weiße Sokratesbüste grinst gütig herab vom hohen Büchergestell. Ein leichter Leichengeruch, süßlich und fremd, lag als Weihrauchwolke in der Luft. Als die kleine Marquise erwachte, lag Herrn Benoîts runzlige Stirn auf der Hand der Mutter. Im grauen Licht, das mühsam durch die rotsamtenen Vorhänge brach, sah Celestine das aufgeschlagene Buch am Boden; leise wurden die Blätter bewegt von unbekanntem Luftzug.

Die Leute wunderten sich sehr über die Haltung Herrn Benoîts und seiner Tochter, als Herr Benoit die Leichenrede hielt. Vorn auf dem Kommunionstisch stand der Sarg, schwarzbehangen, und

silberne Sterne waren in den Stoff gestickt. Herr Benoit sprach sehr wenig. Er hatte zu Beginn versucht, von den Tröstungen zu sprechen, die uns durch Betsprechungen der heiligen Schrift zuteil geworden sind; doch Herr Benoit hatte nachdrücklich gehustet, und die kleine Marquise hatte den Pastor streng angesehen. Deshalb hatte Herr Benoit zu stottern begonnen, schließlich seine wohlgeformte Periode abgebrochen und nur ganz allgemein sein Beileid ausgedrückt.

Auf hohem Hügel, fern von der Stadt, wurde Frau Benoit begraben. Die ruhigen Kurven der Berge waren blau auf rotem Himmel, und weich fielen die feuchten Schollen auf den geschlossenen Sarg. Herr Benoit lächelte wieder, auf seine Tochter gestützt, als, einer nach dem andern, seine Freunde an ihm vorübergingen, ihm die Hand zu schütteln. Keiner aber wagte die gebräuchlichen Phrasen herzuleiern. Das „Danke“ des Herrn Benoit war kurz und ablehnend. Monsieur de Pequigny wartete, bis sich alle entfernt hatten, schnupfte dann geräuschvoll und nahm wortlos Herrn Benoits Arm. Die kleine Marquise ging ruhig neben den ernstesten alten Männern.

„Du bist stark,“ sagte Monsieur de Pequigny mit leiser Stimme, die gar nichts Spöttisches mehr hatte, „und das

ist gut. Eine Pflicht hast du ja noch, falls man von Pflichten überhaupt reden kann. Du hast deine Tochter glücklich zu machen und stark, wie du bist. Denke daran, Professor, sie ist der Trumpf in unserer schon fast verspielten Partie. Marquise, Sie sind unsere einzige Hoffnung, denken Sie daran. Es freut mich, daß Sie heute nicht geweint haben. Weinen ist nutzlos; wir sollen lachen, auch wenn es uns Mühe macht. Doch ich wiederhole mich bisweilen.“

Die weiße Straße war ein wenig gerötet von bewölkter Sonne. Schwer schritt Herr Benoit, während Monsieur de Pequigny mit kleinen Schritten neben ihm trippelte. Wie Schatten gingen sie auf die Lichter der Stadt zu; denn lautlos versanken ihre Schritte im weichen Staub. Schwarz schloß der See in der Ferne, weiß gefleckt von sich spiegelnden Lichtern.

„Man kann nicht immer lachen,“ sagte Monsieur de Pequigny, und müde schlepten sich die Worte, gleich ungehorsamen Träumen.

Die kleine Marquise nickte, und ihre blonden Locken schaukelten, rötlich im umgebenden Licht.

„Es ist kalt,“ sagte sie und zitterte.

Wie ein großer schwarzer Hund, mit zottigem Fell, lief das Schweigen vor den dreien.

(Fortsetzung folgt.)

Unvollkommen

Irgendwo in einem weiten Garten
Hängen überreife, rote Früchte
In den dichtbelaubten schweren Zweigen,
Die sich auf die Erde niederneigen
Und bis man sie jubelnd leere, warten.

Und auf unbegangenen, hohen Matten
Liegt wie Gold der hellste Sonnenschimmer.
Tausend Blumenkelche stehen offen,
Schauen auf wie Lust und helles Hoffen,
Lachen von der Seele weg die Schatten.

Und auf nicht so weit entlegnen Fluren
Atmet, lebt, was du zur Freude brauchtest...
Und du suchst den Weg in Sehnsuchtswehen,
Siehst's im Traume deutlich vor dir stehen...
Doch beim Licht vergehn Gestalt und Spuren.

Helene Ziegler, Zürich.